

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 42 (1966-1967)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Der Wahrsager  
**Autor:** Huber, Fortunat  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079649>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Wahrsager

Eine heitere Geschichte von Fortunat Huber

**F**räulein Jukunde, Ihren vorwurfsvollen Blick ertrage ich nicht! Stimmt, ich bin heute später als sonst, und ich weiß, wie sehr Sie es schätzen, wenn wir unser tägliches halbes Stündchen allein für uns haben. Aber erstens werden Sie mir zugeben, daß ich auch in den seltenen Fällen, in denen ich etwas verspätet war, hier in der Bar noch nie einem zweiten Gast begegnet bin – richtig, außer damals, als am hellen Nachmittag der Betrunkene eingedrungen ist in dem Wahn, hier einen Zahnarzt zu finden, und ich, um ihn abzukühlen, so tat, wie wenn er wirklich beim Zahnarzt wäre, und mit Ihrem großen Korkzieher auf ihn losgestürzt bin. Ha! Die wilde Panik, in der er die Flucht ergriffen hat. Sie als Bardame haben mehr Erfahrung mit Betrunkenen als ich als Arzt. Aber Sie werden zugeben, daß das eine Meisterleistung gewesen ist. Wobei ich nach wie vor nicht begreife, wie man an einen so gefährlichen Posten, wie den einer Bardame, halbwüchsige Mittelschülerinnen stellen darf. Das sind Sie nicht? Das sagen Sie! Was nicht hindert, daß Sie genau so aussehen wie wenn.

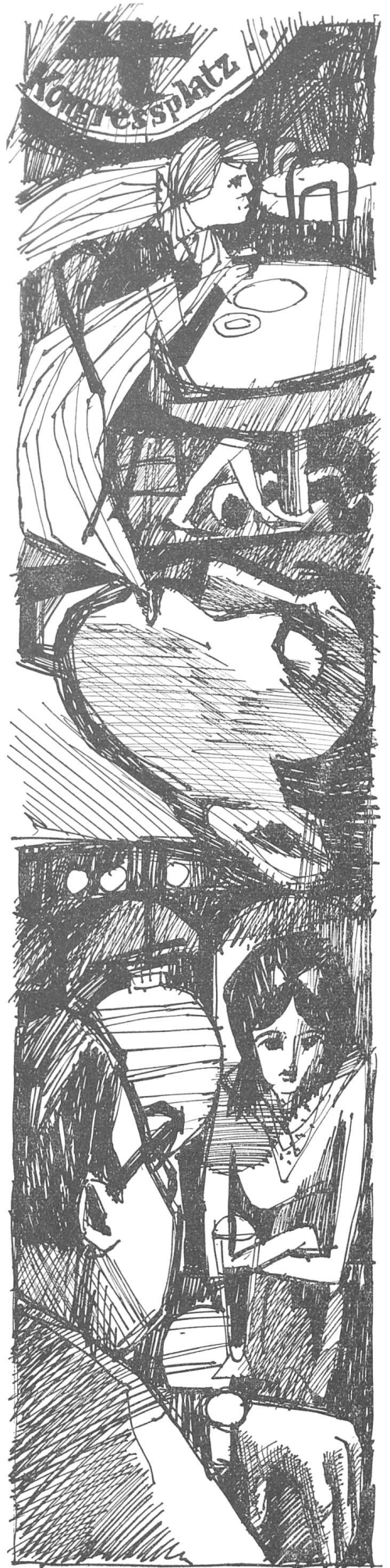
Übrigens hier mein Chronometer, den mir eine Patientin vier Tage vor ihrem Tod überbringen ließ, um dieses goldene Bravourstück schweizerischer Uhrentechnik einem unwürdigen Erben zu entreißen, zeigt, daß es jetzt genau 16.30 Uhr ist. Meine Verspätung beträgt also kaum mehr als 20 Minuten. Und wenn Sie erst wissen werden, was ich in dieser kurzen Spanne Zeit durchgemacht habe, können Sie mir nicht böse sein.

Was ich trinken wolle, fragen Sie? Am liebsten nichts. Ich bin kein Trinker und befinde mich, wie Ihnen bekannt ist, ausschließlich Ihrer angenehmen Gesellschaft wegen in dieser unterbeleuchteten Höhle. Aber da Sie, was ich begreife und billige, aus Rücksicht auf Ihren Patron darauf bestehen müssen, daß sich Ihre Kunden in Unkosten stürzen, bestelle ich hiermit mein übliches Bier, hell natürlich. Aber zur Sache!

Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal an dem Haus vorbeigekommen sind, in dem sich meine Praxis befindet: Kongressplatz 4. Wenn ja, konnten Sie dort auf dem Messingschild, das für den Ruf, den ich inzwischen erworben habe, viel zu groß geworden ist, schwarz auf weiß lesen, daß Dr. med. Peter Raschein, F.M.H. Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten, seine Sprechstunden auf nachmittags von 1–3 Uhr festgelegt hat. Meine Empfangsdame besitzt strenge Weisung, nach 3 Uhr niemandem mehr Zutritt zu gewähren. Das erlaubt mir, den letzten Patienten punkt 4 Uhr zu entlassen und mich dann für ein halbes Stündchen bei Ihnen zu entspannen.

Aber was mußte ich heute feststellen, als ich um 15.45 Uhr den letzten Patienten abholen wollte. Es war nicht der letzte. Es saß noch eine Dame da. Ich beherrschte mich, und doch muß in dem Blick, den ich meiner Praxis-hilfe, die meine Patienten herein- und hinausbegleitet, mehr ausgedrückt haben als Erstaunen, denn ich sah, wie sie mit den Tränen kämpfte. Ich hoffe, sie kämpfte mit Erfolg, weil bei dem gegenwärtigen Mangel an gut ausgewiesenem Personal einem Tränenausbruch die Kündigung folgt wie dem Blitz der Donner. Ganz abgesehen davon, daß ich Frauentränen nicht gewachsen bin. So wäre mir zum Beispiel nur schon die Vorstellung, Sie, Fräulein Jukunde, in Tränen aufgelöst vorzufinden, unerträglich. Es sei denn, es wären Freudentränen. Nur kann ich mir unmöglich denken, daß in einer Bar je Freudentränen fließen. Außer nach übermäßigem Alkoholgenuß.

Nun, fünf Minuten später holte ich mir die letzte Patientin. Noch unter der Türe wollte sie sich mir vorstellen. Völlig unnötig, da mir meine Empfangsdame mit der jeweiligen Patientin die Klientenkarte übergibt, die nebst deren Personalien alle medizinisch signifikanten Angaben ihrer Vorgeschichte enthält: die Dame hieß Waibel. Damals 34 Jahre alt, Sinusitis maxilaris, Kieferhöhlenvereiterung. Vor vier Jahren geheilt entlassen.



## Der Wahrsager

Schön, aber das erklärte die Begeisterung nicht, mit der die Dame auf mich einredete.

«Erinnern Sie sich wirklich nicht an mich, Frau Waibel, an Ihre Frau Waibel», fragte Frau Waibel.

«Aber genau», sagte ich, «Waibel, Seline, Frau, Sinusitis maxilaris, Kieferhöhlenvereiterung». Unklar war mir nur, warum sich die Dame «Ihre» Frau Waibel nannte. Übrigens, die Dame heißt natürlich nicht Waibel. Der Name Waibel ist nur einer der Decknamen, die ich für meine Patienten benütze. Es geht da um die ärztliche Schweigepflicht, die man nie ernst genug nehmen kann.

Wir befanden uns immer noch in dem engen Schlauch zwischen Wartezimmer und Ordinationszimmer – ich, um keine Zeit zu verlieren, flott voraus –, als mich die Dame von hinten an den Schößen meines weißen Mantels zurückhielt.

«Ich komme heute nicht als Patientin zu Ihnen», erklärte Frau Waibel, «ich komme als Mensch.»

Mir schwante Übles. Wollte mir die Dame etwas verkaufen? Oder mich für eine wohltätige Vereinigung gewinnen? Ich riß mich los, sanft, Gewalttätigkeit widerspricht meiner Natur. Es gelang mir, bis ins Ordinationszimmer vorzudringen, die Dame Waibel hart aufgeschlossen. Sie war es, welche die Türe sorgfältig hinter uns zumachte.

«Ich bin gekommen», sagte sie, «um Ihnen zu danken, aber zuerst muß ich ein Geständnis ablegen.»

Nun, Fräulein Jukunde, ich schätze es nicht, wenn man mir Geständnisse ablegen will. Nicht von Seiten der Familie und schon gar nicht von Leuten, die mich gar nichts angehen. Man erfährt bei Geständnissen selten Angenehmes. Sie reißen an den Nerven und führen ausserdem meistens zu unvorhergesehenen Ausgaben.

«Erinnern Sie sich an meinen armen Mann?» fragte Frau Waibel.

Es war mir, wie wenn ich in der Tat einmal etwas mit dem Mann dieser Frau zu tun gehabt hätte. Aber es mußte sich um etwas gehandelt haben, das man lieber vergißt, denn ich ver-

suchte vergeblich, es mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Zudem liebe ich es nicht, wenn eine Frau von ihrem Mann als «mein armer Mann» spricht. Meistens ist er dann bereits tot, oder aber, es wäre ihm besser, es wäre so weit. So beschränkte ich mich auf eine Kopfbewegung, die sowohl als ja wie als nein ausgelegt werden konnte.

«Wissen Sie», fuhr Frau Waibel fort, «daß ich Ihnen ewigen Dank schulde? Es ging um meine Ehe.»

Ich wußte es nicht und empfand es als peinlich in die Eheangelegenheiten dieser Dame verwickelt zu werden. Verstehen Sie mich recht, Fräulein Jukunde, grundsätzlich bejahe ich die Institution der Ehe. Weshalb ich denn auch Sie, wie Sie sich gewiß erinnern werden, mehr als einmal ermahnt habe, heute schon, trotz Ihrer, noch unreifen Jahre, gewisse Vorsätze in dieser Hinsicht zu fassen. Was bei Ihnen heißt, Besucher dieser unmöglichen Höhle von vorneherein als mögliche Kandidaten auszuschalten.

Aber diese grundsätzliche Einstellung hat mich noch nie verleitet, Eheschwierigkeiten meiner Patienten beheben zu wollen. In seelischen Belangen bin ich die Vorsicht selbst. Sie haben keine Ahnung, Fräulein Jukunde, was sich bei mir alles seelisch beraten lassen will. Sie fragen sich warum gerade bei mir? Das habe ich mich auch schon gefragt. Eine Dame, die behauptet, sich auf diesem Gebiet auszukennen, erklärt es aus einer gewissen besonders vertrauenerweckenden Ausstrahlung meinerseits, einer Aura, wie sie das nennt. Wir Ärzte als Naturwissenschaftler beurteilen das Vorhandensein solcher Erscheinungen zurückhaltend. Und merkwürdigerweise wollen weder meine Frau noch meine Kinder je etwas Derartiges an mir festgestellt haben.

Aber sei dem wie ihm wolle, so hat meine Frau doch darin recht, daß es zu weit führen würde, wenn ich die ganze Welt seelisch betreuen wollte. Gratis wohlverstanden! Ein Allgemeinpraktiker kann es sich vielleicht noch leisten, auf die seelischen Hintergründe der Krankheiten seiner Patien-

ten einzutreten. Man liest ja heute mehr und mehr, wie es zu den Pflichten des Praktischen Arztes gehöre, sich mit den psychosomatischen Zusammenhängen vertraut zu machen. Einem Spezialarzt hingegen ist das unmöglich. Er müßte glatt verhungern.

Ich bin deshalb zwar bereit, die langfädigsten Berichte über die Entstehung und die Symptome der Beschwerden meiner Patienten anzuhören. Aber sobald ein Klient ansetzt, mir seine oder ihre seelischen Schwierigkeiten darzulegen, erlaube ich mir, sie mit der höflichen Bemerkung: reden Sie nicht so viel, abzubremsten. Patienten, die auch dann noch hart bleiben, verweise ich falls katholisch an den Priester, falls protestantisch an den Pfarrer, und alle beide sowie Ungläubige an den Psychotherapeuten. Ich habe mir für diesen Zweck eine ganze Liste von empfehlenswerten Fachleuten jeder gewünschten psychologischen Richtung zugelegt. Sie enthält für besonders Mißtrauische sogar Adressen im Ausland. Ich kenne eine Dame, die jahrelang wöchentlich einmal nach Milano gefahren ist, nur weil sie meinte, ihre Geheimnisse dort sicherer anzulegen. Komisch!

Aber kehren wir zu Frau Waibel zurück. Ich tappte also immer noch im Dunkel, wofür mir die Dame danken wollte.

«Erinnern Sie sich», fragte Frau Waibel, «daß sich damals, als Sie mich wegen der Kieferhöhlenentzündung behandelten, meine Eheschwierigkeiten auf das Äusserste zugespitzt hatten?»

«In großen Umrissen», sagte ich. Und in der Tat, Fräulein Jukunde, ich erinnerte mich dumpf. Aber das machte mir die Dame Weibel nicht sympathischer. Ich halte jede Kritik am Ehegatten für fragwürdig. Sie bewirkt das Gegenteil, während mit wohlgezieltem Lob so gut wie alles zu erreichen ist. Aber ich verabscheue geradezu, wenn sich eine Dame Drittpersonen gegenüber nachteilig über ihren Mann ausspricht.

Meine Frau ist – wie ihr Vater – eine offene Natur, aber sie hat sich

im Laufe unserer dreiundzwanzigjährigen Ehe noch nie vor anderen auch nur zum Schatten einer mich betreffenden Klage hinreissen lassen. Am allerwenigsten in Anwesenheit ihres Vaters, der mir zunächst mit einigen Vorbehalten begegnet ist. Inzwischen sind mein Schwiegervater und ich die besten Freunde geworden. Das einzige, was er als Oberst lange nicht ganz verwunden hat, ist, daß ich es selbst in der Sanität nicht über den Hauptmann hinausgebracht habe. Jetzt hat er sich auch damit abgefunden. Er meinte kürzlich spaßhaft, er sehe ein, daß nur ein neuer Weltkrieg oder eine erbarmungslose Seuche unter Sanitäts-offizieren mich wenigstens zum Major machen könnte.

Aber Scherz beiseite, ich bin zum Glück noch nie einer Dame begegnet, die so schamlos über ihren Mann losgezogen ist wie Frau Waibel. Heute bin ich in der Lage, bei jener Dame solche Ausschweifungen in den Anfängen zu unterbinden. Aber damals war ich noch zu schüchtern, um überbordenden Damen gegenüber gebührend aufzutreten.

«Sie erinnern sich doch bestimmt, daß ich Ihnen seinerzeit meinen Mann in die Praxis geschickt habe?» fragte mich Frau Waibel. Die Vermutung traf zu. Ich sah ihn nun wieder, den Herrn Waibel, wie wenn er erst gestern vor mir gestanden hätte: die hohe, schlanke Gestalt eines Leichtathleten, mit dem schmalen, aber scharf gemeisselten Haupt und den schmerzlichen edlen Gesichtszügen. Edle Züge habe ich gesagt, und Sie, Fräulein Jukunde, fragen mich mit Recht, was ich darunter verstehe. So genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Aber vielleicht kommen Sie dem, was ich meine, am nächsten, wenn Sie sich einen Dulder vorstellen, der ohne mit Armen und Beinen auszuschlagen, mit einem verzeihenden Lächeln schweigend alles hinunterschluckt, was ihm zu Unrecht vorgehalten wird.

«Richtig, Frau Waibel», sagte ich, «ich erinnere mich. Sie schickten mir Ihren Mann der Ohren wegen. Es handelte sich um nichts Ernstliches.»

«Um nichts Ernstliches!», wandte Frau Waibel ein, «ist es nicht ernst genug, wenn man seinem Mann alles zweimal sagen muß und auch dann nicht sicher ist, ob er einen richtig verstanden hat? Ganz abgesehen davon, daß man den Verdacht nie los wird, er stelle sich nur schwerhörig, weil er nicht hören will. Ich habe immer viel von Ihnen gehalten, aber damals haben Sie mich enttäuscht.»

Das stimmte! Frau Waibel wäre es wohl lieber gewesen, wenn ich ihrem Mann einen zentnerschweren Hörapparat verschrieben hätte. Den Gefallen konnte ich ihr nicht tun. Übrigens hatte mir Herr Waibel damals gestanden, daß er von sich aus nie zu mir gekommen wäre. Zwar möge seine Frau recht haben, wenn sie sage, er höre nicht mehr ganz so scharf wie auch schon, nur störe ihn das nicht groß.

Nun, Fräulein Jukunde, es gehört zur Pflicht eines verantwortungsbewußten Arztes, die Selbstbefunde der Patienten aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen. Andererseits darf er sich aber durch diese keineswegs von einer unbeeinflussten Untersuchung des Falles abhalten lassen. Weshalb ich denn auch bei Herrn Waibel eine Audiometrie vorgenommen habe. Was das sein soll, fragen Sie, Fräulein Jukunde? Es soll nicht nur sein, sondern es ist eine Messung der Gehörstärke. Ergebnis: eine C<sub>5</sub>Senke von 20 Dezibel.

«Sind Sie Artillerist?» fragte ich Herrn Waibel. Er bestätigte mir das, womit die Sache in großen Zügen abgeklärt war. Denn derlei Gehörschäden waren in jenen Jahren bei Angehörigen dieser Waffengattung nichts Außergewöhnliches. Ein akustisches Trauma, Auswirkung der Infanteriekanone von damals.

Der Befund erlaubte mir, Herrn Waibel zu erklären, daß für seine Frau keinerlei Anlaß bestand, sich aufzuregen.

Es gibt, Fräulein Jukunde, Geräusche, die man mit Vorteil nicht zur Kenntnis nimmt. Ganz besonders,

wenn man eine Frau wie Frau Waibel hat.

«Dem ersten Besuch folgte ein zweiter», unterbrach Frau Waibel den Fluß meiner Gedanken und riß dazu ihre blassen Augen bedeutungsvoll auf. Und wirklich tauchte daraufhin so etwas wie eine Erinnerung an eine weitere Konsultation des Herrn Waibel in mir auf. Gleichzeitig spürte ich, wie in mir Wellen der Empörung hochstiegen. Nur war mir zunächst schleierhaft warum. Es mußte sich um etwas geradezu Haarsträubendes gehandelt haben. Ich hätte sonst die Erinnerung daran kaum so hartnäckig verdrängt. Wobei allerdings, wenn meine Tochter recht hat, Verdrängungen eigentlich nur dann erfolgen, wenn es darum geht, eine eigene – wirkliche oder auch nur vermeintliche – Schandtat in die seelischen Kellerräume zu versenken. Ich sage das bloß, damit Sie, Fräulein Jukunde, falls Sie einmal, unbefriedigt als Bardame, in die Akademie zur Ausbildung höherer Sozialarbeiter übersiedeln wollten, beim Aufnahmeexamen über die entsprechenden psychologischen Elementarfragen Bescheid wissen.

Für mich jedoch gab es in der Gelegenheit der zweiten Konsultation des Herrn Waibel nichts, worüber ich mich hätte schämen müssen. Nicht für mich. Umso mehr aber für – und nun hören Sie gut zu, Fräulein Jukunde: da ist also kaum drei Wochen nach dem ersten Besuch des Herrn Waibel dieser wieder bei mir erschienen. Wissen Sie mit welchem Anliegen? Seine Frau, sagte er, beklage sich über sein Schnarchen. Sie habe ihn hergeschickt, um zu erfahren, was gegen dieses Leiden getan werden könne.

«Leiden Sie», fragte ich Herrn Waibel.

«Wie wäre das möglich», wandte Herr Waibel ein, «da ich doch, wenn ich schnarche, schlafe? Es ist meine Frau, die leidet.»

«Erklären Sie Ihrer Frau», sagte ich, «daß das Schnarchen zwar verschiedene Ursachen haben kann, die aber alle – sofern das Schnarchen nicht zu einer ernstlichen Beeinträchtigung der



## Der Wahrsager

Atmung führt –, das eine gemeinsam haben, für den Schnarcher völlig harmlos zu sein. Für die nähere Umwelt kann es sich zwar bei einer gewissen Lautstärke störend auswirken. Aber dieser Übelstand läßt sich ohne größere Umtriebe und Unkosten beheben. Auch bei Ihrer Frau. Richten Sie Ihr aus, ich lasse Sie freundlich grüßen, und empfehlen Sie ihr, bei Bedarf eigens für diesen Zweck vertriebene oder auch ganz gewöhnliche Watte in die Ohren zu stecken. Bloß nicht zu viel und vor allem nicht zu tief.»

Herr Waibel hat meine Ausführungen nur mit einem schmerzlichen Lächeln beantwortet. Er wußte warum. Und nun kommt das Unglaubliche, Unerhörte: anderntags sprach Frau Waibel bei mir vor. Unmöglich auszu-denken, was diese Dame von mir erwartete! Nein, Fräulein Jukunde, die weibliche Jugend von heute mag ihre Fragwürdigkeiten haben. Ich weiß es. Ich erzählte Ihnen ja schon öfters von meiner Tochter Nana, die übrigens nicht mehr Romanistik studiert, sondern Psychologie. Aber ein so abwegiger Gedanke ist weder bei ihr noch bei Ihnen auch nur vorstellbar.

Die Dame Waibel hat mir nämlich in allem Ernst vorgeschlagen, bei ihrem Mann eine Operation vorzunehmen, um sein Schnarchen los zu werden. Bei den Wundererfolgen der Chirurgie, von denen alle Illustrierten voll seien, sagte sie, müsse es doch eine Kleinigkeit sein, das Schnarchen durch einen geschickten Eingriff zu beheben. Ja, nun konnte ich mich plötzlich deutlich entsinnen: das hatte die Dame Waibel mir zugemutet. Nur schon die Wiedererinnerung erweckte in mir wilden Zorn. Aber auf welche Weise ich damals meiner Empörung Luft verschafft hatte, war mir entfallen. Bestimmt nicht sanft. Hingegen wunderte es mich mehr und mehr, womit ich unter den gegebenen Umständen Frau Waibel Anlaß gegeben hatte, mir, und zudem erst jetzt nach vier Jahren, zu danken.

Aber glauben Sie mir, Fräulein Jukunde, es ist bei niemandem so

schwierig zu erfahren, was man wirklich wissen möchte, wie bei Leuten, die für keine Minute den Mund halten können. Ich mußte mich mit einer nackten Frage an Frau Waibel wenden.

«Frau Waibel», setzte ich also an, «Frau Waibel →» Zunächst jedoch, Fräulein Jukunde, eine kleine Zwischenbemerkung: Es ist Ihnen gewiß schon aufgefallen, welchen Wert ich darauf lege, die Namen der Menschen mit denen ich zu tun habe, auszusprechen, ja zu wiederholen. Nicht ohne Grund. Männer, die einen Beruf ausüben, der mehr das Gehirn als die Muskeln in Anspruch nimmt, Intellektuelle sozusagen, zu denen ich in einem bestimmten Ausmaß auch uns Ärzte zähle, Männer dieser Berufe, sage ich, neigen von einem gewissen Alter an nicht selten dazu, Namen zu vergessen. Wenngleich ich noch nicht in dem entsprechenden Alter stehe, habe ich mir doch vorgenommen, schon jetzt vorsorglich gegen diese Schwäche anzukämpfen, indem ich Namen von Personen, die ich aus dem einen oder andern Grunde leicht vergessen könnte, bei jeder sich bietenden Gelegenheit wiederhole. Also zum Beispiel Waibel, Waibel und nochmals Waibel, auch wenn, wie Sie wissen, die Dame gar nicht Waibel heißt. Das alles auch schon, um nicht hinter meinem Schwiegervater zurückzustehen, der heute noch sämtliche Namen aller Offiziere seines ehemaligen Regimentes auswendig weiß.

Kurz, ich sagte also: «Frau Waibel, Frau Waibel», sagte ich, «möchten Sie nicht die Güte haben, mir nun doch in einigen kurzen Worten zu verraten, wofür Sie mir danken wollen?»

«Gewiß werde ich das», sagte Frau Waibel, «obschon es mir mehr Freude machen würde, wenn Sie es selber erraten. Ich will Ihnen dabei helfen», fügte sie schelmisch hinzu, «versuchen wir uns auszumalen, wie es damals war, als wir das letzte Mal in diesem Zimmer allein gewesen sind, beide noch jünger als heute, und Sie Herr Doktor ein temperamentvoller Mann. Ich habe es Ihnen nicht übelgenom-

men. Ich war schon damals kein Kind mehr. Aber dann ist die Leidenschaft mit Ihnen durchgebrannt. Sie haben sich mir gegenüber vergessen.»

Das nunmehr, Fräulein Jukunde, ging zu weit. Das durfte ich mir nicht bieten lassen. Ich war drauf und dran, die Dame mit einem Donnerwort aus dem Zimmer zu weisen. Frau Waibel jedoch kam mir zuvor.

«Schließen Sie Ihre Klappe», haben Sie, Herr Doktor, mich damals angebrüllt. Aber das Schlimmste kam erst noch. Sie schrien mir nämlich zu: ‚In drei Jahren ist Ihr Mann tot!‘ Und als ich dann, niedergeschmettert, schließlich doch die Kraft fand, Sie zu fragen, ob Sie das als Arzt sagten, antworteten Sie: ‚Nein, als Wahrsager‘, und sind aus dem Ordinationszimmer gestürzt. Ihre Praxishilfe hat mich dann, ohnmächtig wie ich war, wie ein Paket hinausgeschleppt.»

Soweit Frau Waibel. Und nun Fräulein Jukunde, was meinen Sie dazu? Ich hoffe, daß Sie keinen Augenblick geglaubt haben, ich hätte mich je hinreißen lassen, einer Gattin den Tod ihres Gatten vorauszusagen. Und dazu noch auf eine genau festgelegte Zeit. Von einem Arzt werden zwar Prognosen erwartet. Sie bestimmen einerseits die Behandlung des je vorliegenden Leidens mit, andererseits gewähren sie sowohl dem Patienten wie dessen Angehörigen gewisse Hinweise über den vermutlichen Verlauf der Krankheit. Wobei sich aber jeder Arzt stets schmerzlich bewußt ist, daß sich Prognosen auch als falsch erweisen können. Er wird sich deshalb bei deren Bekanntgabe größter Vorsicht befleißigen und nie – ich sage nie – den Tod eines Patienten auf ein bestimmtes Datum ankündigen.

Und nun passen Sie wohl auf, Fräulein Jukunde: Die unverfrorene Behauptung der Frau Waibel, ich hätte ihr den Tod ihres Mannes auf drei Jahre hinaus prophezeit, brachte mir den damaligen Auftritt wieder voll in Erinnerung. Das ist nichts Ungewöhnliches. Starke seelische Erschütterungen können längst verschüttete Geschehnisse in das Gedächtnis zu-

rückrufen, und zwar photographisch und phonetisch genau. Ich weiß das von meiner Tochter, die mir stundenlang doziert, wieso das so und anderes anders ist, vor allem aber liebt das gute Kind mich über die Hintergründe meiner Fehlentscheide aufzuklären, wenn ich ihr einen unerfüllbaren Wunsch leider ablehnen muß.

Also kurz und gut, ich erinnerte mich haarscharf, erstens wie es zu meinem Zornausbruch der Dame Waibel gegenüber gekommen war und, zweitens, was ich ihr bei diesem Anlaß sagte: Während der ganzen Dauer ihrer Kieferhöhlenentzündung, zwölf Wochen lang, hatte ich die Klagen der Dame über ihren Mann ertragen müssen, zweimal hatte ich diesen Mann auf Betreiben der Dame Waibel bei mir in der Praxis. Ich konnte mir also vorstellen, was der gute Mensch in all den Jahren seiner Ehe erduldet haben mußte. Und dann kam Frau Waibel mit dem ungeheuerlichen Ansinnen, ihrem Mann das Schnarchen wegzupoperieren. Das hat die Granate zum Platzen gebracht. In grenzenloser Empörung habe ich sie angefahren: «Lassen Sie ihren Mann endlich in Ruhe, oder lassen Sie ihn, wenn er Ihnen doch nichts recht machen kann, wenigstens in Frieden sterben.»

Das und nichts anderes habe ich damals gesagt. Aber der Dame Waibel muß das Wort sterben besonders haften geblieben sein, denn auch daran erinnere ich mich nun wieder genau, sie wiederholte in fragendem Ton: «Sterben?»

«Ja, sterben», bestätigte ich, «wenn Sie ihn weiter quälen wie bisher, ist er in spätestens drei Jahren tot.»

«Tot?», fragte sie.

«Tot», doppelte ich nach.

«Sagen Sie das als Arzt», wollte daraufhin Frau Waibel wissen.

«Nein», habe ich ihr in meinem Zorn geantwortet, «als Wahrsager».

Nun fragen sie mich natürlich, Fräulein Jukunde, wie ich dazu gekommen bin, das Wort Wahrsager in den Mund zu nehmen. Das frage ich mich selber! Denn als Mediziner ist man, wie gesagt, gewissermaßen naturwissenschaftlich eingestellt, wenn auch mein Sohn Benjamin behauptet, das, was man als Mediziner an Naturwissenschaft mit auf den Weg bekomme, gehe nicht über Kindergartenbegriffe hinaus. Ganz Benjamin.

Aber zur Sache! Die Tatsache, daß ich mich nun an die Einzelheiten meiner sogenannten Prophezeiung erinnerte, vermochte mich nicht zu erleichtern. Mir war schwül zu Mute.

Befand sich diese Dame hier, um mir zu danken, daß sich meine Voraussage als wahr erwiesen hatte? Hatte der arme Dulder ausgelitten? War Herr Waibel tot?

«Ich stand», setzte Frau Waibel düster an, «als mich Ihre Praxishilfe, wie gesagt, vor der Türe abgestellt und diese hinter mir verriegelt hatte, völlig geschlagen in Ihrem Treppenhaus. Was sollte mit mir armem Kind geschehen?»

«Ich pflegte mich sonst», fuhr Frau Waibel fort, «nach jedem Besuch in einer kleinen Konditorei von Ihren Spülungen zu erholen. Sie als Zürcher kennen doch die Konditorei Schober?» unterbrach sich Frau Waibel.

«Ich bin kein Zürcher», antwortete ich, «sondern, wie Ihnen mein Name verraten sollte, ein Sohn der Berge.»

«Nun, so oder so», setzte Frau Waibel wieder an, «ich bin dann – wie im Traum – auch an jenem Nachmittag bei Herrn Schober gelandet. Die Tasse Kaffee stand vor mir und zwei arme Erdbeertörtchen. Aber es war mir weder ums Essen noch ums Trinken. Ich staunte so vor mich hin. Da, plötzlich hatte ich ein Gesicht. Glauben Sie es mir, oder glauben Sie es mir nicht. Entsetzlich: ich sah meinen Mann, Herbert, weiß auf den weißen

## Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen

Albert Weber und Prof. Dr. Eugen Dieth

**Zürichdeutsche Grammatik**  
Überarbeitete Neuauflage 400 Seiten, Fr. 15.80

Ludwig Fischer

**Luzernerdeutsche Grammatik**  
557 Seiten, Fr. 15.40

Albert Weber und Jacques M. Bächtold

**Zürichdeutsches Wörterbuch**  
330 Seiten, Fr. 14.80

Hans Bossard und Peter Dalcher

**Zuger Mundartbuch**  
320 Seiten, Fr. 11.80



Schweizer Spiegel Verlag Zürich

## Der Wahrsager

Linnen des Feldbetts, das er sich im Glättezimmer aufgestellt hatte, um mich mit seinem Schnarchen nicht zu stören. Da lag er, und blickte mich an, voll von stummem Schmerz. Wäre es dabei geblieben! Aber nein, die bleichen Lippen öffneten sich, der Tote sprach. Er sprach mit Grabesstimme: 'Clara, Clarissima', – so nannte mich Herbert nämlich, als wir noch verlobt waren. Später nie mehr, ich weiß nicht warum. 'Clara, Clarissima, du hast mich umgebracht'. Und bevor sich die blutlosen Lippen schlossen, entwich seinem Munde ein weißes Räuchlein. Es war die unsterbliche Seele meines Herbert, das wußte ich. Und das Räuchlein kehrte sich zu mir, wandte sich wie eine Schlange an mir empor, umkrallte mein Herz und», sagte Frau Waibel, «ich hätte einen fürchterlichen Schrei ausgestoßen, wenn ich mir nicht aus Rücksicht auf Herrn Schober Gewalt angetan hätte.»

Das sind die Worte der Frau Waibel. Irgendwie, sie weiß nicht wie, hat sie dann noch den Weg nach Hause gefunden. Aber nur um aus einem Schrecken in einen neuen zu fallen. Wen fand sie im Wohnzimmer? Ihren Herbert, den korrekten Menschen, der in all den Jahren die häusliche Ordnung nicht ein einziges Mal durch unzeitgemäßes Erscheinen gestört hatte. Er fühle sich nicht so wohl, habe er sich entschuldigt. Und man habe es ihm auf den ersten Blick geglaubt, so käsebleich sei er auf der Couch gelegen. Unter den gegebenen Umständen ein erschütternder Anblick, erklärte Frau Waibel.

Und nun Fräulein Jukunde, da ich von Ihnen, jung wie sie sind, nicht die gleiche Geduld erwarten kann, die wir Spezialisten im Umgang mit unseren Patienten aufbringen müssen, werde ich mich darauf beschränken, Ihnen den weiteren Verlauf der Ereignisse – immer nach der Darstellung der Dame Waibel – bloß noch stichwortartig anzudeuten. Ich bin in dieser Art abgekürzter Mitteilungen geübt, weil ich, wenn ich am Familientisch genießerisch zu einer meiner ebenso witzigen wie lehrreichen Ab-

handlungen ansetze, nicht selten, sei es von meiner Tochter oder von Benjamin, gefragt werde, ob es mir nicht möglich wäre, das Wesentliche in einigen knappen Sätzen auszudrücken.

Also: es habe sich dann herausgestellt, sagte Frau Waibel, daß der erbärmliche Anblick, den ihr Mann bei der Heimkehr bot, nur der Ausdruck einer harmlosen Grippe gewesen war. Dennoch habe es als Folge des Schocks, den meine Prophezeiung ausgelöst hatte, von nun an für sie keinen ruhigen Tag, geschweige denn eine ruhige Nacht gegeben. Wie oft habe sie, aus dem Schläfe geschreckt, mit zitternden Händen nach ihrem Gatten gegriffen, um zu ertasten, ob er noch lebe oder, wie sie geträumt hatte, gestorben sei.

Sie wundern sich, Fräulein Jukunde, daß Herr Waibel an der Seite seiner Gattin ruhte und nicht auf dem Feldbett im Glätteraum? Nun, Frau Waibel hatte ihren Mann wieder ins gemeinsame Schlafzimmer aufgenommen. Trotz seines Schnarchens? fragen Sie. Gerade seines Schnarchens wegen! Es störte sie nicht mehr. Im Gegenteil, es war ihr, wenn sie schweißgebadet aus ihren schweren Träumen fuhr, der willkommene Beweis: er lebt.

Kurz und gut, die Aussicht, ihren Herbert in drei Jahren für immer verlieren zu müssen, hatte bewirkt, daß Frau Waibel alles an ihrem Mann in einem neuen, helleren Licht sah.

«Der arme war ja», erklärte Frau Waibel, «fünf Jahre jünger als ich und viel zu gut. Ich hielt es für meine Pflicht, Herbert zur Härte zu erziehen. Damals wußte ich noch nicht, daß gerade die besten Männer aus weicherem Holze geschnitzt sind als wir.» Frau Waibel seufzte. «Es mag sein», fuhr sie stockend fort, «daß an der mangelnden Einsicht in das Wesen Herberts ein frühes Liebeserlebnis meinerseits nicht unbeteiligt war.»

Fräulein Jukunde, ehrlich, ich zitterte, als ich das Wort «frühes Liebeserlebnis» hörte. Denn wenn Damen beginnen, dem Arzt Geständnisse über ihre früheren Liebeserlebnisse abzule-

gen, ist kein Ende abzusehen. Bei Frau Waibel jedoch verlief die Sache gnädig. Es blieb wirklich bei dem einen Fall. Sie hatte, ein Kind von 25 Jahren, an der Volkshochschule eine Vorlesung über die Vorsokratiker besucht und sich in den nicht mehr ganz jungen Dozenten, den sie nach den Lektionen durch ihre verblüffenden Fragen fesselte, verliebt. Was ihr an ihm Eindruck machte, war, wenn ich Frau Waibel richtig verstanden habe, seine Weltanschauung, die darauf hinaus ging, daß der Mensch, da es ihm ohnehin versagt sei, das Glück zu erjagen, darnach streben müsse, wenigstens heroisch zu leben. In ihrem besonderen Fall habe das, wie sich später herausstellte, dann allerdings geheißen, daß er sie trotz seiner brennenden Liebe nicht heiraten durfte, weil sie nicht über die entsprechenden Mittel verfügte, die er benötigte, um in Muße und Würde auf eine Professur zu warten.

So habe sie dann in ihrem Seelen-schmerz dem jungen Waibel, der sie heim führen wollte, keinen entschlossenen Widerstand entgegengesetzt, sondern ihn mit dem Vorsatz geheiratet, aus ihm, wenn auch keinen Anaximander oder Anaximenes, so doch einen Mann zu machen. Herbert, der Gute, habe, als sie ihm ihre Absicht zum ersten Mal andeutete, bloß gelacht. Aber mit der Zeit sei ihm das Lachen vergangen. Nur allzu sehr. Aber das habe sie erst zu spät gemerkt.

«So ist Ihr Mann also wirklich gestorben?» fragte ich Frau Waibel, und es lief mir kalt über den Rücken.

«Überstürzen wir die Sache nicht», wehrte Frau Waibel ab, «noch sind wir nicht so weit. Aber der Zeitpunkt, auf den Sie den Tod Herberts angesagt hatten, rückte heran. Meine Verzweiflung wuchs und war umso größer, als ich meinem Mann nicht zu sagen gewagt hatte, was ihm bevorstand. Sie als gebildeter Mann wissen warum», sagte Frau Waibel, «Sie kennen die Macht der Selbsthypnose, I. H. Schultz 'Das autogene Training' und so weiter.

Der Stichtag war der 10. September. Die ersten dünnen Blätter der dünnen Buche in unserem Vorgarten wirbelten wie bunte Vögel auf den kühlen Rasen. Und als ich gar in der Nacht auf den 10. hören mußte, wie sich Herbert ruhelos von einer Seite auf die andere warf und in kurzen Zwischenräumen ein heiseres Röcheln von sich ließ, machte ich Schluß! Ich legte einen Eid ab. Ich schwor, daß ich, falls Herbert überleben würde, nie mehr, nie mehr, sondern – Ersparen Sie mir, Herr Doktor», sagte Frau Waibel, «mich genauer auszudrücken. Herbert hat den ganzen Tag überstanden. Ich habe meinen Schwur mehr oder weniger gehalten und mir daraufhin bald einmal vorgenommen, mich bei Ihnen zu bedanken.»

Es sei zwar, sagte Frau Waibel, ein gewagtes Spiel gewesen, ihr den Tod ihres Mannes zu prophezeien, aber sie wisse, daß ich durch die Angst, die ich ihr eingejagt habe, zum Retter ihrer Ehe geworden sei.

Sie fragen, Fräulein Jukunde, warum denn wohl Frau Waibel das Dan-

ken um vier Jahre hinausgeschoben hat? Ich kann Ihnen diese Frage nicht beantworten. Hingegen ahne ich, weshalb Frau Waibel ihre Absicht gerade heute doch noch verwirklicht hat. Ihr Besuch bei mir erfolgte nämlich im Anschluß an eine Konsultation bei meinem Kollegen im Parterre, dem Gynäkologen. Er habe ihr, erklärte sie und strahlte, die Geburt eines Kindes in sieben Monaten vorausgesagt.

Und nun bin ich also endlich doch bei Ihnen gelandet, Fräulein Jukunde, erschöpft, atemlos.

Ob ich ein zweites Bier wünsche, fragen Sie? Nein. Das heißt, angesichts der Tatsache, daß in dieser Lasterhöhle zu dieser Stunde sonst nichts läuft und es für Sie gewissermaßen eine Ehrenpflicht sein muß, Ihrem Patron wenigstens etwas an die Stromkosten für das blödsinnige violette Licht, das hier im Lokal herrscht, zu verdienen, so bringen Sie mir schließlich noch eines dieser lächerlichen Zwergfläschchen. Zu meinen Studienzeiten waren die Bierflaschen noch mindestens dreimal so groß.

Aber Schweigen wir von den alten Zeiten. Ich sehe Ihnen so gern zu, wie geschickt Sie mit diesem Dings da dieses Dingsda von Blechkapsel entfernen.

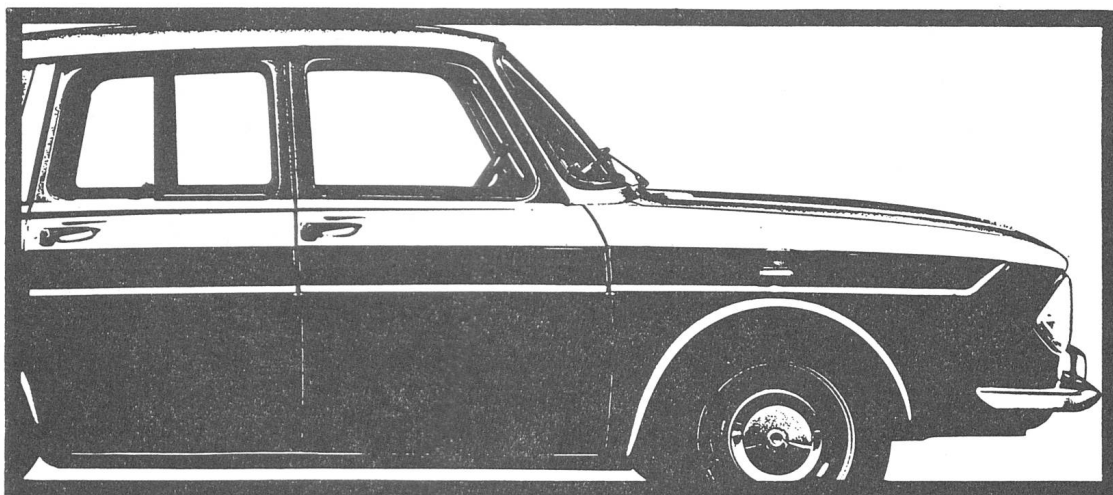
Und nun also sind wir so weit: schütten Sie mir Ihr junges Herz aus, oder schweigen Sie, beides steht Ihnen gleich entzückend.

Aber was sehe ich denn da? Wenn mich der Blick in den Spiegel nicht täuscht, kommt tatsächlich noch ein Gast. Erstaunlich um diese Zeit.

Nein, Sie sehen, Fräulein Jukunde, wir haben Glück. Der Mensch kehrt wieder um. Er hat sich eines Besseren besonnen. Es wäre ja wirklich unerfindlich, was sich ein Mann in bestandenem Alter wie dieser Mann hier von einem Barbesuch versprechen könnte.

Aber oh je, da taucht er wieder auf. Er hatte offenbar nur etwas in der Garderobe vergessen. Blumen! Der Wüstling! Leben Sie wohl, Fräulein Jukunde, meine Zeit ist abgelaufen. Auf morgen!

*Illustration Toni Businger*



**4 Türen, 5 Plätze, Rasse im Motor, hervorragende Strassenlage.  
Fr. 7450.-**

**RENAULT**  **10**



10/106/1

**RENAULT (SUISSE) SA — ZÜRICH UND REGENSDORF**